

Was ist eine gute Autobiographie?

(Prof. Dr. Daniel Müller Nielaba, Zürich)

Als Erich Bohli im Herbst vergangenen Jahres an mich herantrat mit der Anfrage, ob ich bereit wäre, anlässlich der nächsten Preisverleihung von «Meet-my-life» in meiner Eigenschaft als Literaturwissenschaftler einige Gedanken zu entwickeln zum Thema «Was ist eine gute Autobiographie?», da fühlte ich mich geehrt und etwas geschmeichelt: Ich zögerte nicht, ihm eine Zusage zu geben. Und wie so oft, wenn man etwas im Modus der Eitelkeit tut, begann mich erst nach geraumer Zeit ein Zweifel zu beschleichen, verbunden mit der Frage, ob ich ihm nicht etwas gar vorschnell mein unbedachtes «Ja klar!» gegeben hatte (Sie merken: Ich bin hier selber gerade im Modus einer autobiographischen Rechenschaftserstattung!). Eine «gute Autobiographie», wo war das Problem? Als halbwegs ordentlicher Professor der Literaturwissenschaft musste ich doch wohl das Zeug haben, Ihnen plausibel machen zu können, was in diesem Falle den gut geschriebenen Lebensbericht vom etwas weniger geglückten unterscheiden könnte, und Ihnen zudem einige handwerkliche Tipps mit auf den Weg zu geben, falls Sie sich selber an den Schreibtisch setzen möchten. Zu letzterem Sie zu animieren, das sei gleich vorweg genommen, ist im übrigen nicht zuletzt die Kernabsicht meiner hier vorzutragenden Gedanken. Ihnen zu erörtern, wie und warum ich eine gute Biographie von einer schlechten unter literarischen Gesichtspunkten zu unterscheiden mir tatsächlich zutrauen würde, das wäre das eine, bloss: Die Auto-Bio-Graphie, das Selber-Geschriebene-Leben qualitativ zu bewerten, hiesse dies nicht, Ihnen sagen zu wollen, was ein «gutes Leben» wäre? Und wer bin ich (der ich mir übrigens sogar mit Blick auf mein eigenes diesbezüglich keineswegs sicher wäre), dass ich *Ihnen*, zumal angesichts der geballten Lebenskompetenz, von der ich ja wusste, dass ich Sie hier versammelt finden würde, dass ich Ihnen also hier einen Vortrag darüber halten würde, was Sie gefälligst von mir als akademische Definition des «gut» gelebten Lebens zu akzeptieren hätten?

Die Frage ist selbstverständlich rhetorischer Natur: Das elendeste Leben kann hervorragend im Modus einer fesselnden Autobiographie erzählt werden, und das wundervollste Leben kann sich übersetzt finden in eine klägliche und sterbenslangweilige Lebensschilderung; von beidem gibt es Beispiele genug. Ganz offensichtlich gilt es also zur Kenntnis zu nehmen, dass das tatsächlich gelebte Leben, und die Autobiographie, als das zur Erzählung gewordene

Leben zwei erstaunlich weit von einander zu unterscheidende Existenzen führen. Was wiederum auch heisst: Niemand, nicht Sie, nicht ich verfügte über irgendein stichhaltiges Argument zur Unterstützung der Aussage «Mein Leben war halt zu wenig aufregend oder zu wenig wichtig, als dass es wert wäre, aufgeschrieben zu werden». Ganz im Gegenteil: Vielleicht gewinnt genau das so bewertete Leben dann, wenn es zur Selbsterzählung wird, eine komplett neue Dimension, eine unerwartete Bedeutung, vielleicht gewinnt Ihr Leben im Aufgeschriebenwerden ein vollkommen neues – Leben.

Aber eben: Wie ihn «gut» umsetzen, diesen Entschluss, sich an die autobiographische Erinnerung zu machen? Es gibt, das sei gleich klargelegt, so viele Möglichkeiten einer gelungenen Autobiographie wie es individuelle Leben selber gibt; auch der naseweise Philologe vom Züriberg kann Ihnen da kein pfannenfertiges Rezept an die Hand geben. So etwas gibt unsereiner allerdings ja nur äusserst ungern zu, und ein bewährter Trick besteht in solchen Situationen dann darin, auf gelehrsamem und verschnörkeltem Umwegen die Antike aufzurufen, die ja angeblich alles, wonach wir heute fragen, bereits beantwortet hat: «Perspicuitas», Klarheit, sowie «Brevitas», Kürze, sind zwei der Stilprinzipien, welche die antike Rhetorik für allerlei Arten von Berichterstattung oder Rede immer wieder einfordert – sag es klar und sag es knapp. Wollten wir uns dies zur stilistischen Benchmark der Autobiographie machen, dann müssten wir bescheiden festhalten, dass das nicht mehr zu übertreffende Meisterstück der Lebenserzählung bereits geschrieben ist. Der legendäre irische Fussballstar George Best, befragt nach den massgeblichen Wegpunkten seines Lebens gab einst zu Protokoll: «Ich habe jede Menge Geld ausgegeben für Alkohol, für Frauen und für schnelle Autos. Den Rest allerdings habe ich schlichtweg verprasst.» Bündiger und klarer lässt sich eine Lebenserzählung kaum fassen; aber selbst wenn ich persönlich diese Bestsche Mini-Autobiographie schlichtweg grossartig finde: Etwas mehr Platz für die Schilderung Ihres Lebens dürfen Sie sich schon gönnen, und im übrigen hat auch der besagte Skandalfussballer selber dann im Jahr 2001 doch noch eine etwas ausführlichere Lebensbeschreibung auf den Markt gebracht.

Eine zweite, unter uns Gelehrten verbreitete Technik vom eigenen Nichtwissen abzulenken, bestünde – nachdem uns der Griff in die Trickkiste «Antike» nicht wirklich ein überzeugendes Instrument geliefert hat – im Verweis auf die «hohe Literatur»: Was die grossen Geister von ehemals gemacht haben, wenn es an ihre Autobiographie ging, das kann ja wohl auch für uns etwas bescheidenere Zeitgenossinnen und Zeitgenossen eine Richtschur

abgeben, der entlang wir unsere Erinnerungen verfassen. Nun, ein zugegebenermaßen etwas selektiver Blick von mir auf solche «grossen» oder zumindest mit einer breiten Lesegeschichte aufwartenden kanonischen Werke des autobiographischen Schreibens hat mir vor allem Beispiele vor Augen gestellt, von denen ich meine, dass Sie Ihnen exemplarisch zeigen können, wie wir es doch eher *nicht* machen sollten. Wenn wir nämlich davon ausgehen, und ich persönlich möchte uns genau dies zum Rezept machen, dass wir in unserer Autobiographie halbwegs ehrlich, so gut wir uns eben noch erinnern, der Nachwelt und uns selber dasjenige erzählen möchten, von dem wir meinen, dass es für uns und unsere Entwicklung prägend gewesen sei, von dem wir vielleicht auch vermuten, es könnte als Dokument einer Zeitzeugenschaft späteren Generationen einen Einblick in ihre eigene Herkunft eröffnen und ihnen vielleicht so helfen, sich und ihre Gegenwart aus der Vergangenheit, aus unserem Erfahrungshorizont also zu verstehen, dann tun wir dies hoffentlich mit dem Selbstbewusstsein eines Menschen, der etwas von sich zu erzählen hat, kombiniert mit der Selbstbescheidenheit eines Menschen, der weiss, dass es die Welt durchaus auch ohne ihn und vor allem auch ohne seine Erzählung gegeben haben würde. Das erste Kapitel unseres Buches würden wir daher, so meine Empfehlung, eher nicht betiteln mit «Warum ich so weise bin» und das zweite ebenso wenig mit «Warum ich so klug bin». Und das daran anschliessende erst recht nicht mit «Warum ich so gute Bücher schreibe». Ich habe Ihnen soeben die ersten drei Kapitel aus der Autobiographie des Philosophen Friedrich Nietzsche zitiert, mit denen sich dieser – bereits im Zustande fortgeschrittener geistiger Zerrüttung, wie zuzugeben ist – seiner Leserschaft angepriesen hat. Und auch wenn Sie der Meinung sein sollten, im Rückblick auf Ihr Leben die eine oder andere offene Rechnung mit nahen Anverwandten begleichen zu müssen, tun Sie es bitte dezent und milde und nicht nach des besagten Friedrich Nietzsche Vorbild, der da mit Bezug auf Mutter und Schwester schrieb: «mit solcher canaille mich verwandt zu glauben wäre eine Lästerung auf meine Göttlichkeit». Die hyperbolisch übertriebene autobiographische Unbescheidenheit, die ich Ihnen, es sei wiederholt, eher nicht zur Kopie empfehlen möchte, sie zieht sich als Tradition fort bis in die Gegenwart. Der berühmte Rap-Künstler Sido etwa hat in seinem Stück mit dem Titel «Testament» grad nichts geringeres verlangt als man möge ihn doch bitteschön gleich zu seinem eigenen Denkmal machen: Gewandt an seine drei früheren Plattenproduzenten reimt er in seiner unnachahmlichen Art «Und meine drei Chefs, Specter, Halil und Speiche / Bitte macht'ne goldene Statue aus meiner Leiche». Was

im Rap unverzichtbar ist: Die schamlose Selbstüberhöhung im sogenannten «Boasting», sollten Sie sich selber bei Ihrer Autobiographie nicht zwingend zum Vorbild nehmen, wie ich meine.

Was ich hingegen durchaus nachahmenswert fände, das ist ein Vorgehen, welches in den weltliterarischen Lebenserzählungen auffällig oft vorkommt: Dass die Autorinnen und Autoren eingangs erklären, was sie dazu bewogen hat, ihr Leben chronologisch aufzuschreiben, was sie sich von diesem Unterfangen versprechen und warum sie denken, ein solches Werk könnte auch für einen breiteren Kreis Lesender von Interesse sein. Sich selber erst einmal Rechenschaft abzulegen über die individuelle Motivation und die Beweggründe, welche Anlass zum Verfassen einer Selbstbiographie gaben, das kann – so meine ich – sehr wohl wichtiger Baustein einer «guten» Autobiographie sein, indem ich mir damit auch einige Klarheit darüber verschaffen kann, *was* und *wie* ich erzählen möchte, sobald ich halbwegs weiss, *warum* ich es tue. Einer der ganz Grossen der Schreibzunft, Johann Wolfgang von Goethe, hat dafür in seiner Lebensbeschreibung «Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben» eine Vorlage gegeben, von der man meinen könnte, vorbildlicher gehe es ganz einfach nicht mehr: Der ganze erste Teil des Vorwortes nämlich besteht aus einem an ihn gerichteten, geradezu rührenden Brief, in dem ein begeisterter Leser seiner dazumal eben erschienen ersten Gesamtausgabe in zwölf Bänden ihn mit Blick auf ebendiese Gesamtausgabe bittet, er möchte doch nun seinem Lesepublikum auch den umfassenden Einblick verschaffen in die Lebenshintergründe dieses Werkes, er möchte also autobiographisch Aufschluss darüber geben, wie er zu ebendem Dichterfürsten geworden sei, als der er zu diesem Zeitpunkt tatsächlich bereits gelten durfte: «Wir haben, teurer Freund,» - ich zitiere aus diesem «Brief» - «nunmehr die zwölf Teile Ihrer dichterischen Werke beisammen, und finden, indem wir sie durchlesen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja manches Vergessene wird durch diese Sammlung wieder angefrischt. Man kann sich nicht enthalten, diese zwölf Bände, welche in Einem Format vor uns stehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte sich daraus gern ein Bild des Autors und seines Talents entwerfen.» Nun, wer so freundlich-eindringlich nach seinen Lebensumständen gefragt wird, die derartiges «Talent» hervorgebracht haben, der kann wohl gar nicht anders, als seiner Leserschaft die ersehnte Autobiographie auch tatsächlich zu schenken. Kaum jemandem von uns würde es anders ergehen, und so gestehen wir dem Weimarer Dichterfürsten gerne das Recht zu, sich selber auch mit noch nicht sechzig Jahren bereits

wichtig genug für das Abfassen einer Autobiographie zu nehmen. Dumm nur, dass, nach allem was wir aus der Goetheforschung heute wissen, dieser fragliche «Brief» niemals an ihn geschrieben bzw. dass er mit der allergrössten Wahrscheinlichkeit von Goethe selber verfasst worden ist, dass dieser also seine auf flehentliche Bitte eines Fans hin von ihm verfasste Lebenserzählung ganz einfach selber bei sich in Auftrag gegeben hat, als der sich selber «theure Freund», der sich auch gleich selber die ihn anhimmelnde Stimme seiner Community liefert. Nun, der Titel des Werks lautet ja, nicht zufällig, «Dichtung und Wahrheit», womit offenbar doppelt angedeutet ist, dass das Buch nicht bloss Goethes Weg zur «Dichtung» erzählen, sondern selber eben auch ganz viel Erdichtetes enthalten wird. Wir, die wir nicht zwingend ebenfalls mit des Meisters «Talent» gesegnet sind, halten uns auch beim Aufschreiben der Gründe unseres Schreibens womöglich doch besser so halbwegs an dasjenige, was wahr ist und beginnen nicht hier bereits mit dem Dichten.

Lassen sie mich noch ein letztes Mal auf das Stichwort der «Bescheidenheit» zurückkommen: Es ist – entgegen dem, was viele instinktiv erst einmal vermuten – absolut kein Zeichen der Unbescheidenheit, sein eigenes Leben für interessant und speziell genug zu halten, dass es der Mühe des Aufschreibens wert ist; ganz im Gegenteil. Doch sollte dies vielleicht doch im Wissen geschehen, dass es Autobiographien gegeben hat, vor der meinigen, und geben wird, auch nach der meinigen. Ganz anders sah es allerdings – es ist dies dann auch das letzte meiner «Tun Sie es bitte nicht!»-Beispiele – der grosse Vordenker des Naturrechts, der Genfer Philosoph Jean-Jacques Rousseau, der seine Autobiographie mit dem Titel «Les Confessions» schlicht und ergreifend durch den Satz einleitete: «Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple & dont l'exécution n'aura point d'imitateur»; «Ich stelle hier ein Unternehmen vor, für das es in der Vergangenheit keinerlei Beispiel gab, und dessen Ausführung kaum jemals einen Nachahmer finden dürfte.» Und weiter heisst es dann: «Ich bin so geschaffen wie niemand, den ich gesehen hätte; ja, ich wage sogar zu glauben, dass ich so geschaffen bin wie niemand unter den Seienden überhaupt.» Auch wenn diese erstaunlichen Sätze auf den Erfolg einer Weltkarriere verweisen können: Als Vorlage für die «gute Autobiographie» dürften sie doch eher nicht taugen. Lassen Sie mich an dem Punkt noch einmal auf antikes Wissen zurückgreifen: Eine gute Rede, so die klassische Schule der Rhetorik, soll dreierlei bewirken – «docere, movere, delectare»; belehren, bewegen, unterhalten. Aus jedem Leben, auch aus jedem *Ihrem* Leben, gibt es dann, wenn es gut: das heisst lebendig, ehrlich, offen, gerne auch mit der nötigen kleinen

Prise Selbstironie, aufgeschrieben ist, vieles zu lernen, vieles mitzufühlen, an vielem sich zu freuen. Der grosse Schriftsteller Mark Twain verfügte nach seinem Tode die Sicherheitsmarge von 100 Jahren für seine Lebenserinnerungen, denn: «Mir schien, ich könnte so frank und frei und schamlos wie ein Liebesbrief sein, wenn ich wüsste, dass das, was ich schreibe, niemand zu Gesicht bekommt, bis ich tot und nichtsahnend und gleichgültig bin.» Genau dies: «frank und frei und schamlos wie ein Liebesbrief» wäre ein mögliches Rezept für die «gute Autobiographie»; und sperren Sie diese bitte für keine hundert Jahre, sondern stellen Sie sie doch unverzüglich auf Meet-my-life.